

**Daniel Münzner, Kurt Hiller. Der Intellektuelle als Außenseiter, Wallstein Verlag, Göttingen 2015, 414 S., geb., 39,90 €, auch als E-Book erhältlich.**

Kurt Hiller war zeit seines langen Lebens (1885–1972) immer ein Mann der allenfalls zweiten Reihe, als Herausgeber der ersten Anthologie expressionistischer Lyrik («Der Kondor», 1912) steht er im Schatten der von Kurt Pinthus 1919 publizierten »Menschheitsdämmerung«, als Lyriker im Schatten so vieler Genregenossen, dass eine Aufzählung den Rahmen einer Rezension sprengen würde, als Vertreter der Herrschaft einer Geisteselite («Logokratie») überragt ihn Stefan George um Lichtjahre, als Journalist bei der »Weltbühne« muss er mindestens Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky den Vortritt lassen, als Aktivist für die Rechte Homosexueller ist in erster Linie Magnus Hirschfeld in Erinnerung geblieben, als Exilant und vor allem als Heimkehrer ab 1955 war Hiller bereits zu Lebzeiten ein Vergessener. Es gab und gibt nur ein Gebiet, auf dem Kurt Hiller unerreicht geblieben ist, demjenigen der alle Grenzen überschreitenden Provokation und Beleidigung seiner von ihm als Gegner erkannten Zeitgenossen. Sofern das Internet nicht trügt, schrieb der Herausgeber der »Weltbühne«, Siegfried Jacobsohn, 1926 an Kurt Tucholsky: »Ich fürchte, dass es mit mir und Kurtchen Hiller nicht mehr lange währen wird. Es ist nicht zu sagen, was dieser arme Homosaxone sich an Hysterie, Verfolgungswahn, Eitelkeit, Empfindlichkeit, Anmaßung und Geschmacklosigkeit brieflich leistet.« Hillers Verortung in der zweiten Reihe und sein Talent, sich zwischen alle Stühle zu setzen, mögen dazu beigetragen haben, dass er heute völlig in Vergessenheit geraten ist und seine Fahne, nein sein Fähnchen, lediglich von der 1998 gegründeten Kurt-Hiller-Gesellschaft und von Aktivisten der Schwulenbewegung hochgehalten wird.

Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Kurt Hiller steht zudem vor der Schwierigkeit, dass der gebürtige Berliner eine zweibändige Autobiografie («Leben gegen die Zeit» mit den Bänden »Logos« 1969 und »Eros« 1973), unzählige Artikel in zum Teil schwer zugänglichen Zeitschriften und weit mehr als 30.000 Briefe hinterlassen hat. Kein Biograf kann diesen Nachlass, zusätzlich zur Sekundärüberlieferung, in einem angemessenen Zeitraum auch nur annähernd verarbeiten. Davon hat sich Daniel Münzner aber nicht abschrecken lassen und Kurt Hiller zum Gegenstand seiner 2014 an der Universität Rostock abgeschlossenen Dissertation gemacht. Diese Kühnheit verdient grundsätzlich Bewunderung. Münzner will keine klassische Biografie vorlegen und verzichtet daher auf die Schilderung der ersten zwanzig Lebensjahre seines Protagonisten. Seine Darstellung setzt 1905 mit dem Studenten Hiller ein; sie folgt zwar sehr klassisch in chronologischer Abfolge den Großabschnitten Kaiserreich, Weimarer Republik, Exil und Bundesrepublik Deutschland, aber jeweils mit eigenen Kapiteln über Hillers Diskriminierungserfahrungen als elitärer Intellektueller, als bekennender Homosexueller und als sich von seinem Judentum distanzierender Jude, wodurch »drei parallele Erzählungen zu Hillers Leben entstünden«. (S. 35) Diese Vorgehensweise soll die Erklärung dafür liefern, warum Hiller zu den schärfsten Kritikern der Weimarer Republik, zu deren »Totengräbern von links«, gehörte: »Diese Studie untersucht den Einfluss von Anti-Intellektualismus, Antisemitismus und Homophobie auf Hillers politisches Denken und erklärt, wie Hiller seine Denkmodelle und Argumentationsformen als Reaktion auf die Diskriminierungserfahrungen seiner Zeit formulierte. Zugespitzt bedeutet dies: Wer wie Hiller die Weimarer Republik auch als einen Ort eines permanenten Antisemitismus, der Homophobie und der Gerichtsprozesse gegen linke Kritiker erlebte, für den gab es nichts zu verteidigen, sondern nur eine bessere, eine echte Republik zu erkämpfen.« (S. 15)

Diese Methode würde greifen und sicher einen größeren Erkenntnisgewinn zu Tage fördern, wenn Kurt Hiller tatsächlich »prototypisch für die Figur des diffamierten Linksintellektuellen im 20. Jahrhundert« stünde, wie auf dem Werbetext des Buchumschlags suggeriert wird. Aber bereits hinter den Begriff »links« ließe sich ein dickes Fragezeichen setzen. Daniel Münzner schildert, wie Kurt Hiller sich 1908 als Einjährig-Freiwilliger zum Militär meldete, weil er sich von der Einbindung in dessen virile Männerwelt einiges versprach. Konfrontiert mit der »Primitivität des einfachen Volkes« (Zitat Münzner, S. 45), flüchtete er bereits sechs Wochen später in die Schweiz und ließ sich »eine krankhafte Störung

der Geistestätigkeit bescheinigen«, was ihm eine Haftstrafe und den weiteren Militärdienst ersparte. Dies hielt ihn aber nicht davon ab, den Ausbruch des Ersten Weltkriegs begeistert zu begrüßen: »Deutschland! [...] nie darf es kommen, dass Wilde deine freundlichen Flure zertrampeln; nie: der stinkende Tatar Unfreiheit über Dich verhängt. Dies aber drohte; und so ward dieser Krieg zur Pflicht. Der Kaiser und die Männer seiner Regierung [...] haben im rechten Augenblick das Rechte getan.« (S. 61) Und ebenfalls 1914 schwärmte der desertierte Hiller: »Nichts ist ja doch heute natürlicher, hoffnungsreicher, schöner als ein Bündnis zwischen den beiden höchsten sittlichen Typen, [...] dem Denker und dem Soldaten.« (S. 95) Auch wenn sich Hiller später zum Pazifisten entwickelte. Sind solche Phrasen, die an den berüchtigten »Aufruf an die Kulturwelt« erinnern, wirklich »links«?

Während der Weimarer Republik verachtete Hiller das politische Führungspersonal der Sozialdemokratie vor allem deshalb, weil ihm die zumeist aus dem Handwerkermilieu stammenden Autodidakten nicht intellektuell genug erschienen. In seinem Aufsatz »Linke Leute von Rechts« aus dem Jahr 1927 stellte er die Frage: »Wer taugt mehr, ein kommunistischer Nichtdenker oder ein nationalistischer Selbstdenker?«, was seine jahrzehntelangen guten Kontakte mit dem NS-Renegaten Otto Strasser und seine Bewunderung für Benito Mussolini erklärt. Auch in diesem Zusammenhang stellt sich die Frage: Ist die Verachtung sozialen Aufstiegs bei gleichzeitiger Hochachtung formaler Bildungskriterien in einer Zeit, die den meisten hochbegabten Arbeitern den Zugang zur Hochschule durch finanzielle Schranken verwehrt, als »links« einzustufen? Worin unterscheidet sich die Definition von Edgar Julius Jung, die Demokratie sei die »Herrschaft der Minderwertigen« von derjenigen Kurt Hillers, der sie als »Diktatur der Mittelmäßigkeit« bezeichnete? (S. 113) Wie passt Daniel Münzners These: »Linke wie Hiller kritisierten die Republik als medioker, weil sie ihnen gar nicht liberal und sozial genug war, und sie verbanden mit ihrer Kritik einen emanzipatorischen Ansatz, der für Frauen, Homosexuelle und Angehörige ethnischer Minderheiten mehr Gleichheit einforderte« (S. 149) zu seiner eigenen Einschätzung von der »Demokratiefeindschaft« Kurt Hillers und dessen teils offen propagierter Frauenfeindschaft? (S. 171) Münzner schildert die entlarvende Anekdote, dass sich Kurt Hiller noch angesichts der Bundestagswahlen 1957 darüber echauffierte, der Gedanke sei ihm unerträglich, nur ebenso viele Stimmen zu haben wie seine Putzfrau (S. 303). Inwieweit ist diese Haltung »links«? Wohlgermerkt, diese Frage stellt der Rezensent – der Autor einer Dissertation hätte sie wenn auch nicht stellen müssen, so doch stellen können.

Das heißt nun nicht, dass Daniel Münzner Kurt Hiller kritiklos behandelt. Im Gegenteil, er zitiert zahlreiche negative Beurteilungen von Zeitgenossen über Hiller und rückt dessen zum Teil ehrverletzende Einschätzungen zurecht, allerdings behält er dabei zu oft die Samthandschuhe an. Nach 1945 hatte sich Hiller Herbert Wehner aufgrund dessen kommunistischer Vergangenheit als einen seiner neuen Lieblingsfeinde auserkoren. Münzners Satz »Hillers Klagen über den Führer Wehner waren ebenso unfair wie seine Polemiken über Ebert« (S. 349) reicht aber als Distanzierung bei weitem nicht aus. Im ersten Band seiner 1969 erschienenen Memoiren kritisiert der nunmehr in Hamburg lebende Publizist die Reichsexekution gegen Sachsen 1923, was grundsätzlich völlig legitim ist, aber nicht in der von Hiller gewählten Form. Die Absetzung der SPD-KPD-Regierung in Dresden sei ein »Verbrechen« gewesen, für das Friedrich Ebert auf dem Schafott hätte hingerichtet werden müssen. Der Reichspräsident habe mit dieser Aktion Hitler den Weg gebahnt: »Ebert war kein Faschist, er war ein Coyote. Hitler war ein Werwolf, eine Art apokalyptisches Tier – das ist der ganze Unterschied«. (»Logos«, S. 181) Hier reicht die Charakterisierung »unfair« bei weitem nicht aus. Wer wie Kurt Hiller 1969 nur graduelle Unterschiede zwischen Friedrich Ebert und Adolf Hitler erkennen konnte, dem muss man die politische Zurechnungsfähigkeit absprechen. Diese Passage über Ebert zitiert Daniel Münzner nicht, stattdessen lesen wir aber Hillers Urteil über Konrad Adenauer aus einem Privatbrief: »ein doppelzüngiges Schwein und ein ganz bornierter Schlaufuchs; also eine zoologisch hochinteressante Kreuzung aus Schlange, Schwein, Esel und Fuchs. Das macht ihm so bald keiner nach und deshalb wurde er Kanzler.« Aus dieser Charakterisierung liest Daniel Münzner erstaunlicherweise eine »gewisse Anerkennung« heraus. (S. 296) In einem offenen Brief nannte Hiller 1957 Adenauer eine »arrogante Null«. Kurt Hiller war eben nicht »immer scharfsinnig« (S. 348), sondern griff, wie in diesem Fall, auch gerne zu plumpen Beleidigungen.

Ist das Kapitel über die Weimarer Republik das mit Abstand schwächste des Buches, so wartet dasjenige über das Exil mit den erstmals ausgewerteten Quellen über Hillers Tätigkeit für den britischen Inlandsgeheimdienst auf, für den er 15 Jahre als Informant tätig war. Die letzten 17 Jahre seines Lebens wohnte Kurt Hiller wieder in Deutschland; seine Artikel wurden jetzt nur noch in hektografierten Studentenzei-

tungen mit sehr überschaubarer Auflage veröffentlicht. Offensichtlich brauchten die meinungsführenden Medien in Deutschland keinen Autor mit manischem Zwang zur Originalität; so hatte ausgerechnet der Emigrant Hiller in der Debatte zwischen Innerer und Äußerer Emigration Partei für Frank Thiess und gegen Thomas Mann ergriffen; zur Vermeidung künftiger antisemitischer Exzesse empfahl er die Selbstauflösung des Judentums: »Ohne Judentum keine Pogrome«. (S. 313f.)

Was wäre noch zu kritisieren? Es haben sich mehrere historische Fehler eingeschlichen: Das Kabinett unter dem parteilosen Reichskanzler Hans Luther einigte sich 1926 nicht auf eine schwarz-rot-goldene Staatsflagge und eine schwarz-weiß-rote Seeflagge (S. 118), denn diese Bestimmung war bereits ein Bestandteil der Weimarer Reichsverfassung von 1919; der Vorsitzende des Reichstagsausschusses, der sich 1929 für die Abschaffung des Paragraphen 175 gewinnen ließ, war der DVP- und nicht Zentrumsabgeordnete Wilhelm Kahl (S. 175); der Mitgefangene Sohn Friedrich Eberts im KZ-Columbia-Haus in Berlin war Friedrich junior und nicht Georg Ebert, der im Ersten Weltkrieg gefallen war (S. 155), usw. Die These Sebastian Haffners von der 1918/19 durch die Sozialdemokratie »Verratenen Revolution« und die dem hochspekulativen Buch »Hitlers Geheimnis« von Lothar Machtan entstammende Behauptung von der nicht bewiesenen und nicht beweisbaren Homosexualität Hitlers sollten nicht deshalb völlig unkritisch übernommen werden, nur weil auch Kurt Hiller daran glaubte. Und nicht jede Kritik an Hiller oder seinen Publikationen – diese Rezension hoffentlich auch nicht – sollte gleich als »homophob« eingestuft werden. (S. 342)

Die vorliegende Darstellung zeigt entgegen der These Daniel Münzners nicht, »wie sich die Rolle linker Intellektueller im 20. Jahrhundert gewandelt hat« (S. 32), denn Kurt Hiller war kein Prototyp eines linken Intellektuellen, er war ein Solitär. Die Partei Hiller besaß nur ein einziges Mitglied. Kurt Hiller war ein Meister der Maßlosigkeit: Er war grenzenlos elitär, selbstgerecht, selbstverliebt und eitel, er war ein Mensch in seinem bis in die Extreme gesteigerten Widerspruch, er war ein rassistisch Verfolgter, der selbst gerne auf rassistische Beschreibungen zurückgriff, er war ein Hohepriester der Provokation, der mit sprachschöpferischer Kraft seine Mitmenschen beleidigte und gelegentlich als Scharfrichter hinzurichten versuchte, aber andererseits eine äußerst zartbesaitete Mimose, wenn er selbst kritisiert wurde; er war kein Humanist (wer seine Gegner, in diesem Fall die Schriftstellerin Gabriele Tergit, als »Giftdrüsenkuh«, »alte Wanze« oder »gewisses Geziefer« bezeichnet oder noch posthum froh ist, dass ein Kritiker »verreckt« sei, »Eros« S. 13, der hat diesen Ehrentitel verspielt). Der Jahrhundertlyriker Georg Heym stufte seinen dichtenden Kollegen Hiller als »absolut unfähig« ein (S. 53); ein britischer Germanist charakterisierte Hiller als »A Stänkerer in exile« (S. 207) und in einem kommunistischen Kommentar der Weimarer Jahre wurde er einmal als »Hanswurst vom Geiste« bezeichnet. (S. 129) Dies alles lernt man aus der anregenden Studie von Daniel Münzner, und dies darf man dann ohne Einschränkungen als verdienstvoll anerkennen.

*Bernd Braun, Heidelberg*

#### **Zitierempfehlung:**

Bernd Braun: Rezension von: Daniel Münzner, Kurt Hiller. Der Intellektuelle als Außenseiter, Wallstein Verlag, Göttingen 2015, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 57, 2017, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81806>> [28.2.2017].